Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 3

Artikel: Behinderte in der Gemeinschaft
Autor: Saxer, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-975202

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Behinderte in der Gemeinschaft

Gertrud Saxer

Um sich in einer Gemeinschaft zu behaupten, braucht es ein gewisses Mass von Selbstachtung und Unabhängigkeit. Da Leistung – zum mindesten in unserer westlichen Welt – für die Selbstachtung grundlegend ist und da man die wirtschaftliche Seite der Unabhänigkeit in unserer Welt der Tatsachen nicht übersehen kann, liegt das Schwergewicht der Eingliederung in der ganzen Welt auf der beruflichen Rehabilitation. Diese berufliche Eingliederung kann anhand verschiedener Techniken erklärt, in Fabriken, Büros und Werkstätten gezeigt und mit eindrücklichen Zahlen belegt werden. Manchmal geschieht dies ein wenig im Stil «dann fand er eine Stelle und lebte glücklich bis an sein seliges Ende». Wir alle wissen jedoch, wie schal ein Leben sein kann, in dem es nur den Beruf gibt. Was tut der Behinderte, wenn er weder arbeitet noch schläft? Werden auch jene eine Arbeit finden, die dazu auf eine gewisse Rücksicht angewiesen sind? Und was geschieht mit jenen, die so sehr behindert sind, dass eine berufliche Eingliederung unmöglich ist?

Diese Fragen führen unvermittelt zur Feststellung, dass es noch eine andere Seite der Eingliederung gibt, die weder in Techniken, Betriebsbesichtigungen noch in Zahlen erfasst werden kann: die *soziale, menschliche Eingliederung*. Sie wird immer wichtiger, je weiter sich die Rehabilitationstechniken entwickeln, so dass auch Schwerbehinderte theoretisch eingegliedert werden können. Kann einerseits das Misslingen der menschlichen Eingliederung alle Rehabilitationsanstrengungen bei Leichtbehinderten zunichte machen, so ist es andererseits dank guter menschlicher Eingliederung möglich, sogar Schwerbehinderte, die eine gewisse Rücksicht brauchen, beruflich einzugliedern. Vor allem aber kann und muss menschliche Eingliederung auch dort erfolgen, wo die Behinderung eine Rehabilitation im praktischen Sinn ausschliesst.

Soziale Eingliederung kann nicht durch Gesetze eingeführt und nicht durch Geldleistungen – weder Renten noch Almosen – ersetzt werden. Ob sie Wirklichkeit wird, hängt von uns allen ab, von Behinderten und Unbehinderten, so oft wir einander begegnen. Sie ist keine Geheimwissenschaft. Es braucht nur einen offenen Sinn und etwas Uebung. Aber wie überall, wo Menschen mit im Spiel sind, ist das, was in der Theorie einfach aussieht, in der Wirklichkeit viel schwerer.

Was bedeutet soziale Eingliederung? Es heisst zu der Gemeinschaft gehören, in welcher wir leben und arbeiten. Der einzelne würde sagen: «Ich bin einer von euch.» Und die Gemeinschaft würde es bestätigen: «Du bist einer von uns.» Soziale Eingliederung ist ein menschliches Grundbedürfnis, gleichviel ob wir behindert sind oder nicht. Aber sie ist für Behinderte noch wichtiger und dabei schwieriger zu erreichen als für andere Menschen. Damit sie gelingt, muss der Einzelne auf die Eingliederung vorbereitet und die Gemeinschaft willens sein, ihn aufzunehmen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass die Gemeinschaft ebenfalls aus lauter Einzelmenschen besteht, die alle ihre eigenen Eingliederungsbedürfnisse und -schwierigkeiten haben. Es bedarf einer gut integrierten Gemeinschaft, damit Individuen mit besonderen Problemen aufgenommen werden können. Behinderte sind soche Individuen mit besonderen Problemen, aber sie sind nicht die einzigen; denn ein Talent, eine andersartige Erziehung, eine andere Sprache schafft ebenfalls Eingliederungsprobleme, die von den Betroffenen als eigentliche Behinderung empfunden werden können.

Die Hauptschwierigkeit des Behinderten besteht darin, dass er sich in einer auf den Durchschnittsmenschen zugeschnittenen Welt zurechtfinden muss mit einem Körper oder Geist, der mehr oder weniger stark vom Durchschnitt abweicht. Das bedeutet praktisch, dass er lernen muss, einerseits seine Grenzen anzunehmen und anderseits seine Möglichkeiten voll auszunützen. Eine Art Seiltänzerkunst also. Kein Wunder, dass wir alle gelegentlich nach der einen oder anderen Seite hin ausrutschen. Es ist nie und für niemanden leicht, Grenzen anzunehmen. Wir Behinderten können uns nicht oft genug daran erinnern, dass wir nicht die einzigen sind, die das tun müssen. Zwei Dinge helfen einem, mit seinen Begrenzungen fertig zu werden: die Zeit und die Entdeckung der eigenen Möglichkeiten. Allerdings besteht dieses Fertigwerden nicht einfach darin, dass man an einem schönen Morgen ein für alle Mal den Entschluss dazu fasst. Eine wirkliche Behinderung wird sich ein Leben lang praktisch täglich in tausend grösseren oder kleineren Schwierigkeiten bemerkbar machen, und jedesmal sollte man sich bewähren ...

Es scheint, als ob die Leichtbehinderten am häufigsten und am empfindlichsten solchen Bewährungsproben ausgesetzt seien. Sie haben immer wieder Mühe, öffentliche Verkehrsmittel zu erklimmen. Sie müssen sich anstrengen, um unter ganz normalen Arbeitsbedingungen mit den Gesunden Schritt halten zu können, sie treiben Sport wie die Gesunden, aber mit kläglichem Ergebnis. Sie werden von schwerer Behinderten beneidet, weil sie praktisch ein normales Leben führen, aber sie erfahren dauernd alle Zurücksetzungen eines Behinderten und kaum je irgendwelche Rücksichten. Das scheint zu erklären, weshalb leicht behinderte Menschen nicht selten als schwierig

betrachtet werden. Ihr Leben ist härter als es den Anschein hat.
Damit der Behinderte seine Möglichkeiten voll ausnützen kann, ist nicht nur Hilfe von Fachkräften notwendig. Der Behinderte selber muss vielmehr sehr viel Energie, Ausdauer, Mut und Phantasie aufbringen. Energie, um überhaupt etwas zu tun, obschon es langwierig, schwierig und ermüdend ist; Phantasie, einen eigenen Weg zu finden, wenn der übliche nicht gangbar ist; Ausdauer, ans Ziel zu gelangen, auch wenn die ersten Versuche misslingen, und vor allem Mut, etwas zu wagen, auch auf die Gefahr hin, dass gelegentlich ein Misserfolg eintritt oder aber dass man sich blamiert. Aber die Behinderten, die all diese Tugenden aufbringen sollten, sind ganz gewöhnliche Menschen mit einem ganz gewöhnlichen Mass von Tugenden und Fehlern!
Hier taucht die Frage auf, wie wir uns mit unserer Behinderung in der Oeffentlichkeit verhalten sollen. Es ist unrecht, wenn wir sie verbergen, wenn wir dadurch uns und unsere Umgebung in Schwierigkeiten bringen. Aber es ist ebenso unrecht, wenn wir uns damit aufspielen, denn wir wollen doch als Mensch und nicht als Gebrechen behandelt werden.
Eine heikle Frage in diesem Zusammenhang ist, wie man Hilfe von Dritten annimmt. Die meisten sichtbaren Behinderungen scheinen schwerer, als sie sind. Deshalb bieten viele Menschen immer wieder ihre Hilfe an, wo sie nicht notwendig wäre. Da viele Behinderte ihre Selbständigkeit hart erkämpft haben, werden sie ungehalten, wenn man ihnen nichts zutraut. Eine kurz angebundene Ablehnung ist darum verständlich, sie kann aber auf Missverständnis stossen. Das Anbieten von Hilfe ist ein Weg, Kontakt mit uns Behinderten zu suchen, wir sollten uns deshalb von unserem Stolz nicht fortreissen lassen. Erinnern wir uns doch immer daran, dass die Rehabilitation eine junge Errungenschaft ist und dass jeder Behinderte, der in die Welt hinausgeht, gute oder schlechte Propaganda für seinesgleichen macht. Die angemessene Methode, mit hilfsbereiten Fremden umzugehen, besteht darin, sich eine Technik rascher, genauer Anweisungen, wie geholfen werden soll, zuzulegen.
Die Lage eines behinderten Kindes unterscheidet sich wesentlich von der eines Erwachsenen, der invalid wird. Das Kind hat den Vorteil, mit seiner Behinderung aufzuwachsen. Die Anpassungsfähigkeit eines kindlichen Körpers und Geistes ist erstaunlich. Ein von Geburt an Blinder ist im allgemeinen selbständiger, ein seit Geburt Amputierter geschickter mit seiner Prothese als ein Erwachsener, der von der gleichen Invalidität betroffen wird. Aber dieser Erwachsene geniesst den grossen Vorteil gegenüber dem invaliden Kind, dass er eine normale Jugend mit all ihren Freuden, Abenteuern und Missgeschicken erlebt hat. Allzuoft beschränkt eine Behinderung die Möglichkeiten, wirklich Kind zu sein, zu spielen, sich mit anderen Kindern zu tummeln, die Welt zu entdecken und Erfahrungen zu sammeln, die notwendig sind, um ein reifer Erwachsener zu werden. Nicht immer ist ein Erwachsener zur Hand, der das Problem sieht und es versteht, Möglichkeiten zu schaffen, die sich einem behinderten Kind nicht von selber bieten.

Sind sich Kinder ihrer Behinderung bewusst? Diese Frage ist oft erörtert worden. Eingehende psychologische Untersuchungen haben bewiesen, dass das Kind die Behinderung zwar erlebt, aber auf eine andere Weise als der Erwachsene. Es stösst sich von Fall zu Fall daran, wenn die Behinderung ihm nicht erlaubt, das zu tun, was es gerne möchte. Aber es ist sich nicht bewusst, dass die Behinderung möglicherweise sein ganzes künftiges Leben mitbestimmt: seine Erziehung, seine Berufswahl, seine Aufstiegsmöglichkeiten, seine Aussichten auf Ehe, Familie und anderes mehr. Weshalb sollte sich ein behinderter Zehnjähriger mehr um seine Zukunft sorgen als irgendein anderes Kind im gleichen Alter? Nur die Erwachsenen in seiner Umgebung sehen die ganze Tragweite des Problems, und leider laden sie nicht selten einen Teil ihrer Sorgen auf das Kind ab. Das Kind verliert so einen guten Teil seiner kostbaren Unbekümmertheit, ohne zu wissen warum. Es ist etwas ganz anderes, wenn man die praktischen Probleme seiner Behinderung mit ihm bespricht, damit es die Notwendigkeit einer Behandlung begreift, oder damit man ihm zu grösserer Selbständigkeit verhelfen kann.
In der Pubertät wird dem Jugendlichen die ganze Tragweite seiner Behinderung bewusst. Das bedeutet, dass diese an sich schon schwierige Entwicklungsphase noch schwerer zu meistern ist. Zwei Dinge vor allem machen die Zeit der Pubertät für den jungen Behinderten besonders schwierig. Zum ersten kann die Behinderung dem natürlichen Drang zu wachsender Unabhängigkeit ernsthafte Hindernisse in den Weg legen. Wenn schon manche Eltern Mühe haben, die Selbständigkeit ihrer gesunden Kinder anzunehmen, so fällt es begreiflicherweise noch schwerer, eine behinderte Tochter nicht länger als Kind zu behandeln, wenn sie vielleicht physisch und finanziell ganz von den Eltern abhängt. An diesem Punkt wird eine verantwortungsvolle Aufgabe ausserhalb der Familie eine grosse Hilfe sein.

Das zweite Problem kann buchstäblich herzzerbrechende Ausmasse annehmen. Es ist das Missverhältnis zwischen dem natürlichen Sehnen nach Freundschaft und Liebe und der praktischen Schwierigkeit, sowohl das eine wie das andere zu erlangen. Leider wird oft übersehen, dass man früh lernen muss, mit seinen Gefühlen umzugehen, wenn man sie in der Pubertät beherrschen soll.
Es ist wichtig, dass behinderte Kinder und Jugendliche schrittweise Erfahrungen sammeln können in zwischenmenschlichen Beziehungen. Sie müssen nicht nur lernen, ein gutes Gruppenglied zu sein, sondern auch, jemandem persönlicher Freund zu sein, ohne zu viel zu erwarten oder zu fordern, ohne auch zu wenig – oder zu viel – zu geben. Es ist sehr leicht, die Zuneigung eines behinderten Kindes zu gewinnen – und es ist so schmeichelhaft! Aber es braucht einen sehr ausgeglichenen Menschen, um sich gegenüber der schrankenlosen Zuneigung eines behinderten Kindes richtig zu verhalten. Ein unausgeglichener, einsamer Mensch kann von einer Welle ungesunder Gefühle über den Haufen geworfen werden. Er wird dabei nicht glücklich, dem Kind aber kann eigentlicher Schaden widerfahren. Wenn ein behinderter Jugendlicher schwärmerisch Feuer fängt, wird man meist seinen Einfluss einsetzen, um ihn zu anderen Möglichkeiten der Selbstverwirklichung zu führen. Ausnahmsweise kann es zu einer persönlichen Freundschaft kommen, wobei dem Erwachsenen die Verantwortung zufällt, wirklich Freund zu sein. Es ist für jene Behinderten, die nie heiraten werden, besonders wichtig zu lernen, ein guter Freund, Schwester oder Bruder zu sein, das Schöne in Natur und Kunst lieben zu lernen, für Pflanzen oder Tiere sorgen zu lernen; denn das Menschenherz muss die Möglichkeit haben, wenigstens einen Teil seiner Kraft zu lieben auszugeben. Natürlich ist es ebenso wichtig, dass behinderte Jugendliche eine gesunde Einstellung zum anderen Geschlecht bekommen. Sie sollten sich selber und ihren Gegenpart in dieser Hinsicht kennen. Schwerbehinderte Jugendliche, und vor allem Mädchen, sollten Gelegenheit haben, sich sachlich mit ihren Aussichten auf Ehe und Familie auseinanderzusetzen.

Wenn ein gesunder Durchschnittsmensch ohne Erfahrung mit Behinderten unvermutet dem Gebrechen begegnet, dann erlebt er einen Schock. Das ist sehr menschlich, wir sollten ihn deswegen nicht tadeln. Es wäre unmenschlich, wenn er unberührt bliebe. Wer an den Umgang mit Behinderten gewöhnt ist, vergisst dies gern und urteilt entsprechend hart über den Betroffenen. Der Erfahrene denkt eben an den Behinderten und den Schock, den dieser erlebt bei einer solchen Reaktion, die ihm alles Negative an seiner Behinderung ins Bewusstsein ruft.
Was ist der Grund, welches die Ursache des unwillkürlichen ersten Zurückweichens? Mehr Menschen, als wir meinen, sind noch nie zuvor einem wirklich Behinderten begegnet. Gott sei Dank gibt es nicht so viele Behinderte, dass jedermann Erfahrung mit ihnen hätte. Wir müssen zugeben, dass der erste Eindruck bei manchen Behinderungen etwas fremdartig ist. Alles, was uns fremd ist, schüchtert uns ein. Weil es sich unserer Erfahrung entzieht, wissen wir nicht, wie wir uns verhalten sollen, und, um sicher zu gehen, weichen wir zurück. Bei Behinderungen sind es nicht die Schlechtesten, die zurückweichen. Viele von ihnen würden sich gerne nähern, aber sie wissen nicht wie, und aus Angst, etwas falsch zu machen, verschwinden sie. Wenn ihnen jemand sagt, wie man einen Fahrstuhl anpackt, helfen sie sofort, und wenn wir ein Gespräch mit einem Schwerhörigen beginnen, machen sie bald mit. In einigen Lagen muss ein Unbehinderter das Eis brechen, in vielen anderen können und sollen die Behinderten selber den ersten Schritt tun. Die Erziehung behinderter Kinder für das Leben sollte unbedingt mit einschliessen, wie man Dritte um Hilfe angeht und wie sie einem in ihrer Gegenwart gehemmten Menschen entgegenkommen können.

In weitaus den meisten Fällen kommt der Kontakt durch gegenseitige Hilfe zustande. Hie und da tritt jedoch die viel komplexere Ursache des ersten Zurückweichens in Erscheinung. Wir dürfen wohl für unsere Zwecke den ziemlich komplizierten psychologischen Sachverhalt auf seine Grundzüge reduzieren. Trotz aller Unvollkommenheit sieht sich der Mensch gern als vollkommen, das heisst körperlich und geistig vollkommen leistungsfähig. Die Begegnung mit einem Behinderten erinnert ihn auf unzweideutige Weise daran, dass seine relative Unversehrtheit nicht ungefährdet ist. Seine primitive Reaktion besteht im Zurückweichen vor der unangenehmen Mahnung. Sein Gewissen sagt ihm nun aber, dass dies ein unzulässiges Verhalten ist. Er gibt sich einen Ruck und wird ein bisschen zu freundlich. Es ist sehr interessant, dass diese gezwungene Freundlichkeit sich oft in Geldgeschenken oder Süssigkeiten ausdrückt. Es ist, als ob der Spender für die fehlende echte Achtung bezahlen, oder das Leben wegen seiner mangelnden echten Zuneigung mit Zucker versüssen wollte. In dieser Art von Freundlichkeit steckt sogar eine magische Unterströmung: Wenn man zu den Behinderten nett ist, hält das einem die Behinderung vielleicht eher vom Leib.

Diese Seite des Problems kann weitgehend gelöst werden, indem man über die Ursachen und Auswirkungen der verschiedenen Behinderungen sachlich aufklärt. Aber wenn wir der Sache ins Gesicht sehen, so führt sie uns direkt zu der grossen Frage, wie wir die Tatsache, dass es so etwas wie Gebrechen in der Welt gibt, in unsere ganze Lebensauffassung einbauen. Jeder von uns muss eine eigene Lösung finden. Sie braucht lange, das wissen wir alle, und sie wird sich weiter entwickeln, wie wir uns selber verändern im Lauf der Jahre. Es ist wahrscheinlich für uns selber wichtig zu wissen, dass alle Menschen sich mit Dingen in ihrem Leben abzufinden haben, die schwierig anzunehmen sind; und es ist wichtig für uns, zu wissen, dass diese Einordnung des Gebrechens viel leichter ist für einen Menschen, der von Jugend auf die Behinderung als integrierenden Bestandteil dieser Welt erlebte.

Bei allem Bemühen um die Einordnung des Gebrechens stellt sich immer wieder die Frage nach dem Warum. Sie wird von Eltern, freundlichen und unfreundlichen Nachbarn gestellt, von Fremden und natürlich auch von den Behinderten selber. Wie oft aber hat sie schon eine wirkliche Antwort gefunden? Auch hier müssen wir unsere eigene Antwort finden, und auch sie entwickelt sich mit uns, so lange wir leben.

Davon, wie ein Gesunder das Gebrechen in seine Lebensauffassung einordnet, hängt es ab, wie er sich verhält, wenn er einem Behinderten begegnet. Empfindet er Mitleid oder Sympathie, und wo liegt der Unterschied? Mitleid trifft man häufig, und die es zeigen, glauben nett zu sein mit den Behinderten, dennoch mögen es alle nicht neurotischen Behinderten nicht leiden. Ludwig Binswanger, einer unserer hervorragendsten Psychiater, hat den Unterschied einmal so umschrieben: Mitleid ist ein Ansprechen auf Leiden hin, Sympathie ist Ansprechen auf Schicksal hin. Auf die Behinderten angewendet, heisst dies, dass das Mitleid sozusagen an der Behinderung, also am Fehlenden hängen bleibt. Sympathie übersieht die Behinderung durchaus nicht, aber sie erlebt sie nur als Teil eines Menschen, der nicht nur eine Behinderung, sondern auch viele Vorzüge und Fähigkeiten hat.

Mitleid und Sympathie werden behinderten Kindern in besonders reichem Mass zuteil. Betrachten wir daher den Unterschied am Beispiel der Kinder etwas näher. Mitleid tut alles für das Kind, Sympathie lehrt das Kind, die Dinge selber zu tun. Mitleid bringt dem Kind eine Tafel Schokolade und eilt davon, weil solch ein Kind so traurig ist. Sympathie kommt vielleicht ohne Schokolade, aber sie setzt sich hin und erzählt eine Geschichte. Mitleid fährt ein Kind zweihundert Kilometer weit zu einer schönen Aussicht, für die das Kind nichts übrig hat. Sympathie fährt mit ihm zum nächsten Bachrand, setzt es in den Sand und hilft ihm graben. Mitleid lässt dem Kind alles durchgehen. Sympathie ist stark genug, um ein ungezogenes Kind zu strafen, wie man ein ungezogenes Kind strafen muss.

Man sagt hier und da, gesunde Kinder seien grausam gegenüber Behinderten. In dieser allgemeinen Form ist die Feststellung falsch und ungerecht. Kinder können aggressiv werden, wenn sie sich fürchten oder wenn sie überfordert werden. Aber im allgemeinen sind sie wunderbar sachlich gegenüber Behinderungen. Wenn ein kleines Mädchen sich umdreht, auf einen Behinderten zeigt und laut Fragen über ihn stellt, so meint es nichts Böses. Es versucht lediglich, eine neue Seite dieser Welt zu erkennen, in der alles ungewohnt ist und in der es daher ständig fragen muss. Es ist deshalb unrecht, wenn der Behinderte das Kind grob anfährt oder böse ansieht, oder wenn seine Mutter es mit einem Verweis wegzerrt. So erzieht man Menschen, die als Erwachsene vor jeder Begegnung mit Behinderten Angst haben. Das Kind braucht eine einfache, praktische Antwort auf das Wie und Warum, damit wird der Behinderte zum selbstverständlichen Bestandteil seiner Welt.

Natürlich müssen wir an das begrenzte Verständnis des Kindes denken. Es ist zu viel verlangt von einem Vierjährigen, wenn er begreifen soll, dass man eine geistesschwache ältere Schwester, die einem die Spielsachen zerstört, nicht schlagen darf. Ein Dreijähriger, dem gesagt wurde, seine blinde Patin sehe die Kuh auf der Wiese nicht, brummte: «Natürlich siehst du nichts, wenn du an einem dunklen Tag eine schwarze Brille trägst. So etwas Dummes!» Wir müssen sodann auf die Interessen der verschiedenen Altersstufen Rücksicht nehmen. Der dreijährige Richard erkundigt sich zuerst: «Kannst du auf dem Boden liegen?», bevor er sich mit älteren Tanten weiter einlässt. Der siebenjährige Martin machte mir einen Heiratsantrag, weil er so furchtbar gern mit mir spielt und ich ihm nicht davonlaufe, wenn er mich einmal in einem Stuhl «geschubst» hat.

Tatsache ist, dass Kinder manchmal den Unglücksraben, der anders ist als sie, verfolgen. Aber ein kürzliches Erlebnis mag zeigen, dass wir Erwachsene mehr dafür oder dagegen tun können, als wir wahrhaben wollen. Ein geistig und körperlich behindertes Mädchen wurde im Kindergartenalter von den Nachbarskindern durchaus akzeptiert; denn auch seine Eltern hatten guten Kontakt mit den Nachbarn; sie machten keinen Hehl aus der Be-

Behinderte, die über ein nur geringes Standvermögen, jedoch über eine gute Koordinationsfähigkeit der Arm- und Beinbewegungen verfügen, können sich mit einer Gehhilfe allein fortbewegen.

hinderung ihres Kindes und trugen auch Sorge, es nicht immer den anderen Kindern anzuhängen. So war es ganz natürlich, dass die Nachbarskinder es später mit zur Schule nahmen, obschon es die Sonderklasse besuchte. Da zog eine neue Familie mit einem einzigen Kind in die Nachbarschaft. Die Mutter, nicht sehr ausgeglichen, mochte das behinderte Kind nicht leiden und äusserte sich daheim entsprechend. Bald begann denn auch ihr Kind, das Behinderte zu necken. Als es aber versuchte, die andern Kinder auch dazu zu verleiten, gingen sie nicht etwa darauf ein, sondern wandten sich ihrerseits so heftig gegen den Neuankömmling, dass die Eltern zu dessen Gunsten eingreifen mussten.

Wenn wir kurz auf die Hauptelemente zurückkommen, die die soziale Eingliederung ausmachen, so wird uns klar, dass die Bedürfnisse der Behinderten und der Unbehinderten gleich sind. Beide haben es nötig, dass man sie nimmt, wie sie sind, mit ihren Vorzügen und Fehlern. Beide wollen für ihre Leistungen gerecht beurteilt werden. Beide müssen irgendwo dazu gehören und ein Mindestmass von Unabhängigkeit besitzen, um glücklich zu sein. Da scheint das ganze Geheimnis der menschlichen Eingliederung zu liegen: zu sehen, dass die Bedürfnisse und Wünsche der Behinderten grundsätzlich dieselben sind wie die jedes anderen Menschen. Das sollte das Verstehen gegenseitig einfach machen: Man erinnere sich nur, was man selber nötig hat, dann weiss man, was von einem erwartet wird, ob man behindert sei oder nicht. Dennoch besteht ein grundlegender Unterschied zwischen der Lage der beiden Partner; denn es liegt in der Natur der Behinderung, dass sie die Begegnung an sich erschwert: Bewegungsbehinderungen erschweren buchstäblich das Zusammenkommen, Sinnesbehinderungen sind dem direkten Austausch hinderlich, geistige Gebrechen beeinträchtigen das gegenseitige Verstehen. Alle diese Schwierigkeiten sind überwindbar, aber sie verlangen nicht nur eine Anstrengung von seiten der Behinderten. Die Unbehinderten müssen in erster Linie bereit sein, so weit entgegenzukommen, wie die Behinderung selber es dem Behinderten verunmöglicht.

Das Wunderbare bei dieser Lage ist, dass es so viele geglückte Beispiele sozialer Eingliederung gibt, dass so viele wertvolle Beziehungen zwischen behinderten und unbehinderten Einzelnen bestehen. Wenn man dessen als Einzelner teilhaftig wird, so fragt man nicht, sondern ist von Herzen dankbar.

Beschäftigungstherapie aus der Sicht des Arztes

Professor Dr. med. Bernhard Steinmann

Beschäftigungstherapie (Ergothérapie, Occupational therapy) ist eine Behandlungsmethode, die in den Rahmen der Rehabilitation zu stellen ist. Sie füllt innerhalb der Rehabilitation eine Lücke aus, die zwischen der Heilgymnastik beziehungsweise Bewegungstherapie, die mittels Bewegungsübungen eine Stärkung, eine vermehrte Ausdauer und bessere Koordination der einzelnen Muskelübungen zu erreichen sucht, und der beruflichen Wiedereingliederung klafft.

Die Beschäftigungstherapie kam im letzten Krieg in den angelsächsischen Ländern auf. Anfangs der fünfziger Jahre fasste sie auch in der Schweiz Fuss. Sie hat sich zu einer stets bedeutsameren Rehabilitationsmethode entwickelt und ist heute vom Behandlungsplan nicht mehr fortzudenken. Obschon sie den Patienten wieder einem möglichst selbständigen und unabhängigen Leben zuführen und ihm dadurch auch die Voraussetzungen für eine bezahlte Arbeit schaffen will, ist die Beschäftigungstherapie selbst nur auf die Wiederherstellung einer möglichst dem Gesunden analogen Funktion hin ausgerichtet und darf nicht zum Zwecke des Erwerbs vorgenommen werden.

Wenn auch schon in früheren Jahrhunderten Ansätze eines beschäftigungstherapeutischen Vorgehens vorhanden waren, hat doch erst die Einführung von Schulen für Beschäftigungstherapie zum methodischen Ausbau geführt. Man unterscheidet heute meist die funktionelle, die ablenkende und die psychiatrische Beschäftigungstherapie.

Die *funktionelle Beschäftigungstherapie* hat zum Ziel, den Patienten soweit zu bringen, dass er die gewünschte Beschäftigung oder Arbeit mit möglichst voller Kraft und funktionell dem Gesunden ähnlich wieder ausführen kann. Ist durch Krankheit, zum Beispiel Halbseitenlähmung nach einem Schlaganfall, oder durch Amputation ein Funktionsausfall eingetreten und daher eine normale Wiedergewinnung der Funktion nicht möglich, so wird versucht, durch Stützapparate oder irgendwelche andere Massnahmen, zum Beispiel Esshilfen, einen Ausgleich zu schaffen. Sowohl bei einer Funktionsbehinderung als auch beim Funktionsausfall muss die Beschäftigungstherapie versuchen, die noch verbliebenen Kräfte zu aktivieren. Oft gelingt es dabei, den Invaliden so zu fördern, dass er eine praktisch normale Tätigkeit erreicht.

Das erste Ziel der funktionellen Beschäftigungsbehandlung besteht darin, den Patienten in den Tätigkeiten des täglichen Lebens – im Angelsächsischen «Activities of daily living» genannt – wieder zur Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu führen. Auf diesem Gebiet ist eine enge